

# Predigt am 11. Sonntag nach Trinitatis 2025 (verfasst von Dekan Andreas Kleefeld)

## Hiob 23

Gerne können Sie mir unter [Andreas.Kleefeld@elkb.de](mailto:Andreas.Kleefeld@elkb.de) oder telefonisch 0175 2586415 Rückmeldungen auf die Andacht geben oder mit mir ins Gespräch kommen.



Hiob antwortete und sprach: <sup>2</sup>Auch heute lehnt sich meine Klage auf; seine Hand drückt schwer, dass ich seufzen muss. <sup>3</sup>Ach dass ich wüsste, wie ich ihn finden und zu seiner Stätte kommen könnte! <sup>4</sup>So würde ich ihm das Recht darlegen und meinen Mund mit Beweisen füllen <sup>5</sup>und erfahren die Reden, die er mir antworten, und vernehmen, was er mir sagen würde. <sup>6</sup>Würde er mit großer Macht mit mir rechten? Nein, er selbst würde achthaben auf mich. <sup>7</sup>Dort würde ein Redlicher mit ihm rechten, und für immer würde ich entrinnen meinem Richter! <sup>8</sup>Aber gehe ich nach Osten, so ist er nicht da; gehe ich nach Westen, so spüre ich ihn nicht. <sup>9</sup>Wirkt er im Norden, so schaue ich ihn nicht; verbirgt er sich im Süden, so sehe ich ihn nicht. <sup>10</sup>Er aber kennt meinen Weg gut. Er prüfe mich, so will ich befunden werden wie das Gold. <sup>11</sup>Denn ich hielt meinen Fuß auf seiner Bahn und bewahrte seinen Weg und wich nicht ab <sup>12</sup>und übertrat nicht das Gebot seiner Lippen und bewahrte die Reden seines Mundes bei mir. <sup>13</sup>Doch er hat's beschlossen, wer will ihm wehren? Und er macht's, wie er will. <sup>14</sup>Ja, er wird vollenden, was mir bestimmt ist, und hat noch mehr derart im Sinn. <sup>15</sup>Darum erschrecke ich vor seinem Angesicht, und wenn ich darüber nachdenke, so fürchte ich mich vor ihm. <sup>16</sup>Gott ist's, der mein Herz mutlos gemacht, und der Allmächtige, der mich erschreckt hat; <sup>17</sup>denn nicht der Finsternis wegen muss ich schweigen, und nicht, weil Dunkel mein Angesicht deckt.

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus.  
Amen.

Liebe Gemeinde,

Hiob hat schlimme Erfahrungen gemacht. Obwohl er fromm gewesen war und ganz nach dem Willen Gottes gelebt hat, wurde ihm alles genommen: Gesundheit, Familie, Wohlstand, Status. Und nun ringt er mit seinen Freunden Elifas, Bildad und Zofar um Antworten auf Fragen, die Menschen bis heute bewegen, die schlimmste Erfahrungen gemacht haben und noch machen.

Muss man sich alles gefallen lassen und demütig hinnehmen, was einem widerfährt? Müsste Gott die Menschen nicht vor dem Bösen bewahren? Und wenn er

schon das Böse zulässt, müsste er sich dann nicht wenigstens um einen kümmern, wenn man am Boden ist? Ganz abgesehen von der Frage, wo denn die Liebe bleibt und die Gerechtigkeit und die Gnade, die die Heilige Schrift doch mit Gott in Verbindung bringt? Müssen solche schlimmen Erfahrungen den Glauben an Gott nicht ad absurdum führen? Und ist es nicht konsequent, wenn die Menschen an der Existenz Gottes zweifeln angesichts des Unheils, das allüberall passiert. Wo ist Gott im Gazastreifen und in Israel? Wo ist Gott in der Ukraine? Wo ist Gott in Afghanistan, wo Mädchen und Frauen rechtlos leben müssen? Wo ist Gott auf dem Mittelmeer, auf dem Jahr für Jahr Tausende auf der Flucht vor schlimmen Lebensverhältnissen ums Leben kommen? Wo ist Gott, wenn Kinder mißbraucht werden? Wo ist Gott, wenn Menschen vielleicht jahrelang unter den Folgen schwerer Krankheiten leiden? Ist es da nicht konsequent, einfach gleich ohne Gott zu leben?

Der Hiob ist zerrissen, so wie wir das häufig auch sind. Und ihm geht es wie vielen: Er sieht Gott nicht. Wohin er auch schaut. Gott bleibt verborgen. Zumindest wenn es darum geht, bei ihm Recht zu suchen und Recht zu finden. Doch er zieht nicht die Konsequenz vieler moderner Zeitgenossen, dass sie die Suche nach Gott beenden. Hiob hält in seiner Zerrissenheit an seinem Glauben und Gottvertrauen fest:

Ich würde ja sehr gerne mit meinem Herrgott über meine Situation reden, so hören wir ihn am Anfang des Kapitels sprechen. Ich würde ihm ja sehr gerne meine Situation und meine Sicht der Dinge erzählen. Und ich würde gerne hören, was Gott mir zu sagen hat. Hiob will sich erklären. Er will sich verteidigen. Er will sein Recht einfordern. Er hat die Hoffnung, dass Gott ihn anhören wird, dass Gott ihm Recht geben wird, dass Gott für ihn eintreten wird. Hiob will sein Schicksal nicht demütig annehmen, wie ihm das seine Freunde raten und wie das fromme Leute manchmal fordern: „Der Herr hat’s gegeben, der Herr hat’s genommen. Der Name des Herrn sei gelobt.“

Das sagt der Hiob am Anfang schon auch. Und natürlich ist das auch eine Haltung, mit der man sein Schicksal annehmen kann. Aber nach den vielen Gesprächen, die Hiob mit seinen Freunden geführt hat, sieht er das jetzt anders. Er findet, dass Gott ihm unrecht getan hat. Darum möchte er Gott damit auch konfrontieren: Gott kennt mich doch. Er weiß, dass ich mich immer an seine Weisungen gehalten habe. Ich habe immer auf seine Worte geachtet. Ich habe jederzeit seine Gebote befolgt. Ich habe ihm vertraut. Ich habe ihm geglaubt. Wenn Gott sich anschaut, wie ich bisher gelebt habe, so wird er zugeben müssen, dass ich mein Leben allezeit ganz in seinem Sinn gelebt habe. Es war doch alles bestens. So findet Hiob und fordert zuversichtlich: „Er prüfe mich, so will ich befunden werden wie das Gold.“

Hiob hält an Gott fest: Er will ihn als Zeugen für seinen Leumund in Anspruch nehmen. Hiob hält an Gott fest, weil er sich von ihm zumindest die Bestätigung dafür erwartet, dass er nichts falsch gemacht hat. Obwohl er sich von Gott im Stich gelassen

fühlt, wendet er sich mit einem berührenden Zutrauen an seinen Gott: „Würde er mit große Macht mit mir rechten?“ so fragt er und antwortet gleich selber: „Nein, er würde achthaben auf mich.“

Und so sucht der Hiob nach seinem Gott. Aber er kann ihn nicht finden: im Osten nicht und im Westen auch nicht. Im Norden nicht und auch nicht im Süden. Es geht ihm wie vielen Menschen, die Gott in ihrer Not oder wegen des Bösen, das sie persönlich oder bei dritten erfahren, nicht erkennen und finden können. Es ist kaum auszuhalten, dass dieser Hiob, dem so übel mitgespielt worden ist, immer noch voller Vertrauen an seinem Gott hängt, obwohl dieser scheinbar nichts von sich sehen und hören lässt. Ist das bewundernswert? Ist das absurd?

Der Hiob akzeptiert die Abwesenheit Gottes nicht. Er geht davon aus, dass sein Gott da ist. Gott muss da sein. Auch wenn er gerade keinen Kontakt hat und Funkstille herrscht. Hiob hält an Gott fest. Ihm ist die Beziehung zu Gott wichtig, schon alleine aus dem Grund, dass seine Klage eine Adresse hat: „Auch heute lehnt sich meine Klage auf; seine Hand drückt schwer, dass ich seufzen muss. Ach, dass ich ihn finden und zu seiner Stätte kommen könnte.“ So hören wir den Hiob zu Beginn unseres Abschnittes reden. Mit wem sollte er streiten? Bei wem könnte er sich beschweren, wenn nicht bei dem, der das Unheil zumindest zugelassen hat? Darum hält Hiob an seinem Gott fest. Darum will Hiob seinen Gott finden.

Er möchte mit seinem Gott in Beziehung bleiben, gleichwohl er sich auch vor der Willkür dieses Gottes fürchtet. Zumindest empfindet er das so. Denn Gott hat das fromme Leben des Hiob ja nicht belohnt, wie wir wissen. Gott hat dem Hiob alles genommen, was er hatte. Es ist es kein Wunder, dass sich der Hiob vor diesem geheimnisvollen und rätselhaften Gott fürchtet, von dem er sich doch gleichzeitig Recht und Gerechtigkeit erwartet: „Ich erschrecke vor seinem Angesicht und fürchte mich vor ihm. Denn Gott ist es, der mein Herz mutlos gemacht hat, und der Allmächtige ist es, der mich erschreckt hat.“

Hiob beschreibt die Konsequenz und die Ambivalenz, die aus dem Glauben an den einen Gott resultiert. Wenn es nur einen Gott gibt, dann muss dieser Gott doch auch für das Unheil und das Böse verantwortlich sein, das Menschen erleiden müssen. So die erschreckende Einsicht.

Würden wir mit zwei Göttern rechnen, so könnte der eine für das Gute zuständig sein und sich zum Wohl der Menschen einsetzt. Und der andere wäre für das Böse in der Welt verantwortlich machen könnten. Und die beiden könnten sich um die Herrschaft auf der Welt streiten: Himmel und Hölle, Gott und Teufel. Die Vorstellung ist verführerisch einfach. Doch Hiob will es sich nicht einfach machen. Er kann nicht glauben, dass es einen Bereich auf dieser Welt gibt, für den Gott nicht zuständig ist. Er kann nicht glauben, dass es Gott an der Allmacht fehlen könnte. Er hält daran fest, auch

wenn es kaum auszuhalten ist: Es gibt nur diesen einen, allmächtigen Gott. Und mit diesem einen, allmächtigen Gott will ich meine heilvollen Erfahrungen verbinden wie meine unheiligen Erfahrungen. Ansonsten bliebe nur noch die Erkenntnis eines ohnmächtigen Gottes oder einer gottlosen Welt. Und die will sich Hiob gar nicht vorstellen.

Weil Hiob in seiner Not an Gott festhalten will, zerreißt es ihn: Auf der einen Seite steht das große Zutrauen in diesen Gott, von dem ich mir alle Gute und Liebe für mein Leben erwarte. Und dann das Erschrecken darüber, dass Gott mich fallen lassen könnte und meinem Leben eine ganz ungute Richtung geben könnte: „Er hat’s beschlossen, wer will ihm wehren? Und er macht’s, wie er will. Er wird vollenden, was mir bestimmt ist.“ So hören wir den Hiob schon schicksalsergeben über die Willkür Gottes klagen. Die Vorstellung macht ihm Mühe, dass er keinen Einfluss auf seine eigene Geschichte haben könnte. Sie macht ihn geradezu sprachlos: „Nicht der Finsternis wegen muss ich schweigen, und nicht, weil Dunkel mein Angesicht deckt.“ Sagt er, sondern, weil Gott mit ihm machen kann, was er will. Was soll man sagen, wenn man auf sein Schicksal keinen Einfluss nehmen kann.

Hiob findet keine Worte. Aber er will sich auch nicht vorstellen, dass er einem unpersönlichen Schicksal ausgeliefert sein könnte. Ganz im Gegenteil: Er glaubt ganz fest daran, dass sein Leben in Gottes Händen liegt, auch wenn sich ihm manches, was er erleben muss, nicht wirklich erschließt. Alles aus einer Hand gewissermaßen. Leben und Sterben. Freud und Leid. Aus Gottes Händen.

„Wohin sollen wir gehen?“ wird Petrus den Herren Jesus später einmal fragen und gleich selber antworten: „Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes.“

Am Ende ist es wohl so, dass man sich von Gott entweder alles oder eben aber nichts erwarten kann. Wenn man sich aber von Gott alles erwarten will, dann eben nicht nur das Gute, sondern auch das Böse. Aber dann auch die Gewissheit, dass Gott mir im Dunkeln beistehen wird und dass er auch für mein Klagen empfänglich sein wird. Die Bibel beschreibt keinen Schönwettergott. Das müssen wir wohl aushalten, wenn wir an den allmächtigen Gott glauben. Und dass seine Gerechtigkeit nicht darin besteht, uns für unsere Taten zu belohnen, hat uns am Ende kein geringerer als Martin Luther vor Augen gehalten. Wir haben es mit einem Gott zu tun, der, um es mit Hiobs Worten zu sagen, macht, wie er will, und vollenden wird, was uns bestimmt ist: Das Böse und das Gute. Heil und Unheil. Leben und Tod.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.  
Amen.